

Interview mit Orhan Pamuk

Den Geschichten der Dinge lauschen

27.3.2015, 08:00 Uhr

Orhan Pamuk, der grosse türkische Romancier und Literaturnobelpreisträger, diskutiert mit Leidenschaft über Bücher und Museen, aber äusserst ungern über Politisches. Die NZZ traf ihn zum Gespräch.

Vor kurzem ist Ihr neuestes Buch in türkischer Sprache erschienen; Istanbul spielt darin einmal mehr eine zentrale Rolle. Die Stadt, mit der Ihr Werk so eng verflochten ist, war in den letzten Jahren einem rasanten und öfters kritisierten baulichen Wandel unterworfen. Wie berührt Sie das?

Natürlich, die Stadt wandelt sich, aber das ist ein Phänomen, mit dem man überall konfrontiert ist. Es ist leicht, sich über diese Veränderungen zu beklagen, aber andererseits brauchen die Menschen nun einmal Häuser, in denen sie leben können. Als ich geboren wurde, hatte Istanbul eine Million Einwohner, nun sind es siebzehn Millionen. Viele der Neuzuzüger wohnten in Slums, wo die Lebensbedingungen schrecklich waren; nun gibt es zumindest Wohnblocks, wo sie fliessend Wasser und Strom haben. Diese Hochhäuser, die manchmal nur wenig besser als Plattenbauten in sozialistischen Ländern wirken, sind wahrhaft kein Utopia; aber das ist nicht der einzige Punkt, auf den es ankommt. Eine Stadt muss nicht nur schön sein, sondern auch funktional. Menschen, die früher in Bruchbuden lebten, haben nun ordentliche Wohnungen; deshalb stimmen sie für die AKP.

Auch die türkische Literaturlandschaft verändert sich. Vor einem Monat starb Yaşar Kemal – einerseits eine Vaterfigur der zeitgenössischen türkischen Literatur, andererseits aber auch der Dichter einer ländlichen Welt, die wohl bald der Vergangenheit angehört.

Ich bedauere Yaşar Kemals Tod. Ich habe seine Bücher schon in der Schule gelesen, und es war eine Ehre, sein Freund zu sein. Er war ein starker Mensch; er hat sich nie dem Establishment gebeugt, nie die Integrität seines literarischen Talents preisgegeben. Er war mein Freund im Literarischen, im Politischen – aber am wichtigsten waren mir unsere langen gemeinsamen Spaziergänge in Istanbul, während deren er mir aus seinem Leben erzählte. Erinnerungen an seine Jugend im Südosten der Türkei, an Armut und Repression, auch an den Neid, den er erfahren musste. Er war dreissig Jahre älter als ich; wenn wir so spazierten, hat er geredet, und ich lauschte – wie ein Jünger, der seinem alten Meister zuhört.

Nun sind Sie selbst in der Position des – freilich noch nicht alten – Meisters. Wie betrachten Sie die gegenwärtige

Literaturlandschaft in der Türkei: Gibt es Tendenzen, Autoren, die besonders ins Auge fallen?

In den letzten zwanzig Jahren boomte das türkische Verlagswesen. Als ich in den frühen siebziger Jahren zu schreiben begann, wurden vielleicht fünfzig Romane pro Jahr publiziert; mittlerweile sind das Lesepublikum wie auch die Buchindustrie gewaltig gewachsen. Aber die Filter, die eine Art Hierarchie des literarischen Geschmacks erzeugen – Selektion, Förderung durch Preise –, sind bei uns nicht stark genug. So gibt es meinem Empfinden nach eine Art chaotischer Anarchie, die auch zu einer Desintegration der Literaturszene führte. Das ist vielleicht auch demokratisch: Die Schriftsteller haben ihre Blogs, ihre Zeitschriften, ihre Websites, wo sie sich austauschen; es ist heute viel einfacher, sich in den literarischen Dialog einzuschalten oder ein Buch zu publizieren. Es gibt keine sicht- und überschaubare Literaturszene, aber eine Unzahl junger Autorinnen und Autoren. Das macht es für den Einzelnen allerdings auch schwieriger, wahrgenommen zu werden, sich als Schriftstellerpersönlichkeit zu profilieren.

Im Journalismus und im Internet scheinen die Zensurmassnahmen zuzunehmen. Sind davon auch Literatur- und

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.